

21]

## Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

Der Jakob wollte solchem herrischen Werber die passende Antwort geben, that es aber nicht, sondern dachte: im Grunde hat er Recht. Ich habe um mein Weib auch nicht viel gebeten. Wer ein's ernähren kann, der hat das Recht auf ein's. Wer mit einem so gute Bekanntschaft gemacht, wie es hier der Fall zu sein scheint, der hat die Pflicht zu ihm. Was soll's da viel bitten!

So fragte der Jakob nur: „Und Du, Angerl? Was wirst Du dazu sagen?“

Es ging lange her, bis sie ein Zeichen der Antwort gab. Das Gesicht noch verbergend, streckte sie ihre Hand ein wenig gegen den Burschen aus.

„Wenn's Gott haben will,“ sprach jetzt der Jakob. „Sie ist noch jung. Das Zusammenhalten lediger Weis, das leide ich nimmer. Wenn es Dein heiliger Ernst ist, Florian, und daß Du von Vaters wegen auf Dein Haus heirathen kannst, so komm in einer Woche ehrsam zu mir und meinem Weibe und sage Dein Begehrt. Wenn bis hin Keines was dagegen hat, nicht Dein Vater und nicht mein Weib und nicht ich und nicht sie selber, so kann es uns freuen, daß zu Altenmoos sich wieder einmal etwas paart in Ehren. — Und jetzt, Angerl, mach', daß Du mit mir ins Haus kommst.“

Der Florian gab dem Mädchen einen raschen Händedruck, berührte auch ein wenig Jakob's Hand, dann taumelte er hinaus und vermochte kaum zu fassen, wie so plötzlich das hatte kommen können. Er war so viel als Bräutigam. Das, wozu er seit länger als einem Jahre vergeblich Muth gesammelt hatte und wozu reichlich ein weiteres Jahr nöthig schien, das war auf einmal angerichtet. Er war so viel als Bräutigam. Und dazu mußte erst der Waldmeister Ladislaus kommen und am Fenster stehen!

Wo war denn aber der Waldmeister? Der stand jetzt dort hinter der Kapelle des heiligen Jakobus, fuhr sich mit dem Taschentuche über das Gesicht und suchte einiges in die Bretter hinein.

Am nächsten Tage fiel es den Leuten auf, daß der Waldmeister ein zerschundenes Gesicht hatte.

„Soll's einmal ein anderer probiren mit den Lämmergeiern. Wie sie über mich sind gefahren! Ihrer drei gegen einen!“ rief der Ladislaus. Der Florian, der von solcher Mär vernahm, dachte: Wenn ich schon einmal Jäger bin und kann lügen, wie ich will, so lüg' ich gescheiter.

Die Heirathsangelegenheit verlief regelrecht. Der alte Hüttenmauser hatte Ja gesagt, der Jakob und sein Weib hatten Ja gesagt, die Verwandten hatten Ja gesagt, es war keiner, der die Sache zu hintertreiben gesucht oder böse Umrede besorgt hätte, wie das sonst bei Heirathen, gleichsam als zu den Hochzeitsgebräuchen gehörig, üblich ist. In seiner Herzensfreude war der Florian ungeschickt genug, es der Angerl zu gestehen: „Daß ich Dich so leicht sollt' kriegen, das hätt' ich nicht gedacht.“

„So!“ entgegnete die Braut, „wer sagt denn, daß Du mich kriegst? Die Anderen, die Ja gesagt haben, wenn Du sie heirathen willst! Mich hast noch nicht!“

So ernsthaft brachte sie das vor, daß ihm Hören und Sehen verging. Da dauerte er sie und sie hing ihm auch schon lachend am Halse.

Der Florian, durch die Liebe und die zukünftige brave Hausfrau neu ermuthigt, wollte nun sein Gütel wieder aufrichten. Unter anderem trachtete er etwas zu ändern, was ihm schon lange ein Dorn im Auge oder vielmehr im Ohre gewesen war. Der Name „Hüttenmauser“ war ihm nicht recht. Er behauptete, sein Hof müsse ursprünglich zum Hüttenmoser geheissen haben und wollte ihn wiederum so nennen lassen. Der Jakob rieth ihm, bei seiner ehrlichen Vorfahren ehrlichem Namen zu verbleiben.

Es verblieb aber nicht lange, daß der Hof zum Hüttenmauser hieß. Wir werden es sehen.

Die Trauung fand in Sandeben statt, das Hochzeitsmahl aber bereitete die Maria auf dem Reuthofe.

Auf der Heimkehr von der Trauung ging — was ganz selbstverständlich ist — das junge Ehepaar abgesondert von den Hochzeitsgästen. Als es auf die Sandelhöhe kam, wo die Stiege über den Zaun war, ritt auf diesem Zaun der Waldmeister und machte ein Hochzeitsgesicht, als ob er dazu gehörte.

„Hier rückt was Doppeltes an,“ schnunzelte er dem Paare entgegen, „und da muß man am Grenzzaun den Mauthgrofchen einheben, wer über die Stiege will. Ein Küffel, denke ich, wird nicht zu viel sein.“

„Gern!“ sagten die Zwei und küßten sich.

„So ist's nicht gemeint,“ sprach der Waldmeister, „ich will das Küffel haben.“

„Gern!“ sagte der Florian, packte den Mann und gab ihm einen Schmah auf die Waage.

Mittlerweile waren auch andere herbeigekommen und da wollte der Förster nicht der Ueberlistete sein. Er stellte sich aufrecht und sagte: „Die schöne Braut ist sehr bekümmert, daß ihr Herr Bräutigam an diesem Tage einen Kuß an den Jäger verschuldet hat. Ich bin ritterlich genug, ihr das Eigenthum zurückzustellen.“ Damit wollte er der Angerl einen Kuß geben, im Augenblick war der Florian dazwischen. „Oho!“ rief er und suchte den Förster beiseite zu schieben. Dieser stemmte sich, es hub ein Ringen an zwischen den beiden Männern und die Umstehenden lachten. Das Lachen währte nicht lange, bald gewahrten sie, das Ringen war kein Hochzeitspaß, sondern bitterer Ernst. Der Waldmeister hatte seine Faust dem Gegner an den Hemdkragen gekrampt, um ihn zu würgen; daraus erkannte der Florian, daß Krieg erklärt war, er nahm ihn muthig auf als einen Kampf mit dem Nebenbuhler und nach einigem Hin- und Herfahren auf dem Rasen schleuderte er den Ladislaus auf den dröhnenden Boden.

Scheinbar gelassen erhob sich dieser, nahm vom Zaune sein Gewehr und schritt finster davon.

„Der Waldmeister ist gefallen!“ jubelten die Leute.

Da wendete sich der Florian langsam zu ihnen und sagte ernsthaft: „Der Hüttenmauser ist gefallen.“

Zur Stunde wußten sie nicht, wie das gemeint war. Später haben sie es wohl verstanden.

### Der Kaiser kommt!

Von dem Glücke seiner Tochter erfrischt, blickte der Jakob mit neuer Hoffnung in die Zukunft. Da wurde sein Sohn Friedel vorgelesen zur Soldateneinstellung.

Es hatte zwar geheissen, der Bursche wäre als einziger Sohn des Hauses befreit; nun machte man aber geltend, daß sein Vater noch rüstig genug wäre, um die Wirthschaft zu führen, und daß nöthigenfalls noch ein Schwiegerjohn zu Handen sei, um für die alternden Leute zu sorgen. Friedrich Steinreuter, einundzwanzig Jahre alt, schlank, ohne Leidschäden, etwas zart gebaut, sonst gesund. Tauglich!

Der Friedel that einen Juchschrei. Für Kaiser und Vaterland! Aber seine Augen standen voll Wasser. Für Kaiser und Vaterland! Er verstand die Worte und verstand sie nicht; sie haben einen so schönen Klang, einen aufrüttelnden Schall wie Fanfarenstoß, wie Kanonentrachen! Für Kaiser und Vaterland!

Als die Nachricht auf den Reuthof kam — der Friedel brachte sie selber — er sei geblieben! entstand im Hause ein tiefes Trauern. Das war von den Kindern im Hause das letzte, der Liebling, die Freude, die Hoffnung.

„Es muß wohl so sein,“ sagte der Jakob und seine Stimme wollte ihm versagen; seine Hand, die er dem Burschen auf die Achsel legte, zitterte. „Es muß wohl so sein. Du bist mein alles, Kind. Für's Heimathland. Es ist schon recht. Es ist schon recht.“

Das eine hatte der Jakob immer gefürchtet, der Verlust des Sohnes würde seinem Weibe den Todesstoß verfehen. Er hatte sie manchmal darauf vorbereitet und gesagt, das Soldatenleben sei jetzt weit leichter als in früheren Zeiten, es dauere auch nur wenige Jahre. Und der Urlaub, wenn Friedenszeit ist! Er sieht die Welt, erfährt was und kommt wieder heim. — Maria sagte nichts, sie versteckte ihre Angst. Nun, als die Gewißheit vorhanden: er ist geblieben! zeigte sie sich nicht sonderlich erschrocken. Sie hat's erwartet. Einen solchen Burschen wie den Friedel lassen sie freiwillig nicht

fahren, obwohl keiner auf der ganzen Welt zum Nieder- geschossenwerden weniger paßt als der Friedel. Aber sie weiß, was sie thut, sie geht zum Kaiser. Sie wird Glück haben, sie weiß es gewiß; ja, das Glück kommt ihr entgegen. In Sandeben reden schon alle davon und ihr hat's der Gemeindevorstand gesagt: der Kaiser kommt! Auf der Kanzel ist's auch verkündet worden. Schon in nächster Zeit fährt er draußen auf der Landstraße durch Krebsau. Der hohe Herr besucht das Land, um dessen Zustände zu prüfen und auch diesen Theil seines großen Volkes wieder einmal zu sehen. Verdienste wird er belohnen; Noth und Elend wird er lindern; Thränen wird er trocken, wo es in seiner Macht steht. Er ist ein guter Herr, sein Volk jubelt ihm entgegen.

Wie von Flügeln getragen, so eilt die Maria über Berg und Thal und trifft Vorbereitungen. Der Schulmeister zu Sandeben setzt ihr die Bittschrift auf; die Bittschrift darf aber nur etliche Zeilen lang sein, die Bäuerin weiß nicht, wie sie es angehen soll, ihr ganzes, kummervolles, bittendes, hoffendes Herz hineinzubringen. Sie wollte dem Kaiser zu wissen thun, daß ihr ältester Sohn auf eine noch unaufgeklärte Weise ums Leben gekommen sei, und wie das noch immer und immer ihr unaussprechlicher Schmerz wäre. Sie wollte dem Kaiser sagen, daß sie wohl eine brave Tochter verheirathet habe an den Florian Hüttenmauser, daß es diesen Leuten freilich auch kümmerlich ergehe und sie daher für die Vaterleute nicht viel thun könnten, so gut die Angelt auch sei; und das unjoweniger, als sie selbst Familienzuwachs erwarteten. Sie wollte dem Kaiser erzählen von ihrem Manne, wie lieblich und geduldig er sei, wie er arbeite und klügeln (spare), wie er an dem Hause seiner Vorfahren hänge und nur das eine extrachte, es auf seine Kinder zu überbringen. Wie der Jakob aber schon zu altern begünne, nicht mehr so kräftig wäre beim Pflug, wie ehemals, als ihm ein Tag mit sechszehn Arbeitsstunden zu kurz gewesen, immer im Sinne, nur ja recht viel für den Reuthof haufen und schaffen zu können.

Alles das und noch viel mehr wollte die gute Maria auf dem Papier haben und endlich mit kniender Seele aus heißem, weinendem, blutendem, zuversichtlichem Herzen die Bitte um Befreiung des Sohnes Friedel von dem Soldatenleben. — Aber der Schulmeister bedeutete ihr, das gehe nicht. „Der Kaiser“, sagte er, „hat sechsunddreißig Millionen Kinder und soll auf jedes hören, da kann er sich bei einem nicht lange aufhalten.“ Der einzige Sohn, das Altern der Eltern und die Beschwerlichkeit des Reuthofgrundes kam kurz gedrängt auf das Blatt, und in einer einzigen Zeile die Bitte um Befreiung. Ja nicht einmal, daß sie auf den Knien mit aufgehobenen Händen flehe und dem Kaiser für Frau und Kind alles erdenkliche Glück erbittet von der Muttergottes zum kalten Brunn, nicht einmal das wollte der Mann aufschreiben. „Nur kurz und bündig die Thatsache,“ jagte er immer, „alles weitere thäte eher schaden als nutzen.“

So ward endlich die Bittschrift sorgfältig zusammengerollt und mit einem grünen Bande umwickelt. Grün bedeutet Hoffnung. Schuldig sei sie nichts dafür, jagte der Schulmeister auf ihre Frage, wenn die Schrift was ausrichte, so könne die Bäuerin einmal ein Körblein Waldkirschen bringen aus Altenmoos.

Die Maria nahm das Papier mit sich, und ein Priester kann das Sakrament nicht ehrfurchtsvoller tragen, wenn er zum Kranken geht, als sie die Bittschrift trug, leicht mit ihrer Schürze umwickelt, daß sie selbe mit der rauhen Hand nicht verschre.

Der Tag, an welchem der Kaiser durchs Land reisen sollte, kam heran. Schon am Vorabende brannten auf vielen Bergen des Freisingthales schöne Höhenfeuer, wobei auch Böller krachten und allerlei Lustbarkeit stattfand. Dabei hatte es der Waldmeister Ladislaus besonders wichtig. Auf den Höhepunkten der Kämpelherriichen Ländereien, soweit sie vom Thale aus gesehen werden konnten, brannten nicht weniger als sechzehn große Feuer; eines davon war gar künstlich gemacht und stellte einen glühenden Kaiseradler dar. Bei demselben gab es noch spät in der Nacht Musik und hoch ins Firmament hineinziehende Feuerkugeln. Sollte der Kämpelherr eine Auszeichnung erhalten, so wird's auch des Waldmeisters Schade nicht sein.

Der Kämpelherr selbst war dem Monarchen entgegengefahren, um ihn am Eingange des Gaus zu empfangen. Die erste Frage des Kaisers war nach der Bevölkerung, wie die Verhältnisse der Landwirthschaft bestellt seien und wie es im Gebirge mit dem Bauernstande stehe?

„Leidlich, leidlich, Majestät!“ war die Antwort, und rasch erlaubte man sich, den Blick des Landesvaters auf die Ehrenbögen, Fahnen und Freudenfeuer zu lenken, die von allen Seiten festlich winkten.

Im entlegenen Altenmoos brannte kein Feuer. Der Jakob versammelte seine Leute an der Kapelle des heiligen Jakobus — wie das nur zu besonders feierlichen Gelegenheiten geschah — und sprach mit ihnen ein Gebet für das Kaiserhaus. Der Friedel betete mit heller Stimme, Kaisers Sache war nun ja auch seine Sache und der junge Kaiserjäger fühlte sich ordentlich geehrt in den Ehren, die dem Landesfürsten dargebracht wurden. Was die Mutter vor hatte, darauf legte er kein Gewicht. „Ich glaub' Dir's wohl,“ meinte da einmal der Luschel-Peterl, „so lang' Einer noch sein daheim sitzt im warmen Nest, ist das Soldatenleben ein guter Spaß. Namla frei wahr auch!“

Am nächsten Morgen war in Sandeben Zapfenstreich der Dorfmusikanten. Auf dem Kirchthurme und den Dachgiebeln einiger Häuser wehten Fahnen. Der Knatschel wollte auch mitthun und sein Haus mit rothen Bettdecken beslaggen, bis man ihm zur Noth beibrachte, daß solche Farben nicht an der Zeit wären. Der Kaisers Lieblingsfarben seien schwarz und gelb. Als die Sonne aufging, läuteten die Glocken, dann war feierlicher Gottesdienst mit Kaiserlied und Ledeum. Die Holzleute der Kämpelherriwälder waren ausgerückt in ihrer Gebirgstracht und stellten sich in der Kirche zweireihig auf, vom Eingangsthor bis zum Altare hin, so daß die Maria, die selbstverständlich schon da war, ihre Bittschriftrolle in der Hand vor Erwartung kaum stehen konnte, weil sie der Meinung war, der Kaiser müsse jeden Augenblick hereintreten und mit seiner goldenen Krone auf dem Haupt zwischen den Reihen zum Altar schreiten. Sie stellte sich vor, wie der für gewöhnliche Menschen unsichtbare Gott vom Altare steigen, dem Kaiser entgegengehen und ihn brüderlich begrüßen werde. „Und daß ich nicht vergesse, Bruder,“ werde Gott sagen und dabei den hohen Herrn immer an der Hand halten, „eine arme Bäuerin ist da, die Reuthoferin aus dem Altenmoos; sie will Dir eine Bittschrift übergeben, daß Du ihren einzigen Sohn vom Soldatenleben befreien möchtest. Sie hat schon so viel gebetet deswegen und ich wollt' ein gutes Wort bei Dir einlegen. Geh, laß ihr den Buben.“

(Fortsetzung folgt.)

## Von der Zensur.

Der römische Kaiser Caligula zwang Schriftsteller, deren Werke anstößig befunden worden waren, das Geschriebene so lange abzulesen, bis es gänzlich verschwunden war. Er unterdrückte also deren Arbeiten gründlich.

Wir wollen aber nicht bis zu den alten Römern zurückgreifen und uns vielmehr mit jener heiteren oder seltsamen Thatsache beschäftigen, welche die Zensoren in Ausübung ihres Amtes mittels des berühmten Rothlufes geschaffen. So durfte z. B. der in Goethe's „Egmont“ den Brüsseler Bürger in den Mund gelegte Ruf: „Es lebe die Freiheit!“ bis zum Jahre 1830 auf allen deutschen Bühnen anstandslos ertönen, plötzlich aber wurde er von der Leipziger Zensur „in anbetragt besonderer Umstände“ — es war nur einer: die französische Julirevolution — aufreizend befunden, gestrichen, und den Brüsselern vorgeschrieben, künftighin „Es lebe ein ruhiges Gewissen!“ zu schreien. In demselben Jahrzehnt erschien eine Novelle, in welcher einer den andern fragte: „Wo sind Sie geboren?“ Und dieser antwortete: „Zu Köln am Rhein.“ Da nun gerade damals die sogenannten „Kölner Wirren“ zwischen dem Erzbischofe und der preussischen Regierung waren witterte der Zensor in der Erwähnung Kölns eine Gefahr für die öffentliche Ruhe, strich dieses Wort und setzte — Nürnberg am Rhein.

Der Name dieses Mannes wird zwar nicht genannt, allein ein sehr gewichtiger Umstand spricht dafür, daß es der Kölner Polizeirath Dolefschall gewesen sei. Hat er doch im Jahre 1842 in der „Rheinischen Zeitung“ die Ankündigung des Erscheinens der Uebersetzung von Dante's „Göttlicher Komödie“ aus der Feder Philalethes' (König Johann von Sachsen) mit der Bemerkung gestrichen: „Mit göttlichen Dingen soll man keine Komödie treiben.“

In Frankreich rettete man zuweilen auf merkwürdige Art die Wohlstandigkeit. Ein Zensor hatte vor einigen Jahren in einem Stücke, worin eine Dame aus der Gesellschaft in einer glühenden Szene ihren Geliebten lachte, das Du gestrichen und durch Sie ersetzt, weil, wie der Zensor dem Dichter über Befragen erklärte, in der guten Gesellschaft Frauen ihren Geliebten niemals duzen. Unter dem dritten Kaiserreich wurde Labiche eines Tages zum Zensor beschieden. Er hatte nämlich eine Komödie geschrieben, in welcher er eine der handelnden Personen mit bezug auf eine andere sagen ließ: „Er ist rachsüchtig wie ein Korse.“ „Das kann man nicht stehen lassen, der Kaiser ist ja korsischer Ursprunges.“ — „Nun gut,“ erwiderte Labiche, „so sehen Sie: rachsüchtig wie ein Spanier.“ — „Herr,“ brauste der Zensor auf, „Sie vergessen

ja ganz, daß wir eine Kaiserin haben . . ." — "Ach ja, richtig. Also: rachsüchtig wie ein Auvergnat." — "Und Herr Rouher?" fragte der Beamte. "Wissen Sie denn nicht, daß er in der Auvergne geboren ist?" — "Nun denn, so schreiben Sie rachsüchtig wie ein Estimo!" sagte Labiche ingrimmig, und der Zensur machte aus dem Korfen einen Estimo.

Der Rothstift hat übrigens schon so manche Metamorphose bewirkt. Den Vater Moor in den Räubern zum Beispiel in einen Oheim umgewandelt, „weil gegen einen Vater so zu handeln, wie die Kanaille Franz handelte, ganz unstatthaft erscheint“. Es soll nun einen wunderbaren Effekt gemacht haben, wenn Karl Moor im höchsten Schmerze ausrief: „Oheimmord“.

Au Schiller hat sich übrigens auch Herr v. Tumanzky, vor siebzig Jahren Zensur in Niga, arg vergangen. Der gute Mann, ein Rivale Dölesschall's, fand in den Poesien des großen Schwaben sehr viel auszufehen, am meisten aber muß ihn das „Lied an die Freude“ aufgebracht haben, denn es ging mit folgenden Randbemerkungen aus seinen Händen hervor: „Freude schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium.“ (Abgötterei.) „Wir betreten wonnereunten.“ (Trunken, also besoffen!) „Vetler werden Fürstenbrüder.“ (Auf die Festung mit dem Dichter.) „Diesen Kuß der ganzen Welt.“ (Welche Unsitlichkeit!) „Und wer's nie gekonnt, der siehle.“ (Kann man die Unmoralität weiter treiben? Stehlen!) „Freude trinken alle Wesen.“ (Nichts wie saufen!) „an den Brüsten der Natur.“ (Die Unverschämtheit wird immer ärger!) „Göttern kann man nicht vergelten, schön ist's, ihnen gleich zu sein!“ (Eine Lüge! Die griechischen Götter haben gestohlen, verführt, gekannt, gelogen.) „Gram und Unheil soll sich melden!“ („Das fehlt noch! Man hat ohnehin genug zu thun.) „Unser Schuldbuch sei vernichtet!“ (Ah, schlechter Kerl! Schulden hast Du und willst sie nicht bezahlen?) „Auch die Todten sollen leben!“ (Offenbarer Frevel! Gegen den Schöpfer zu prahlen, dasselbe zu können wie er.) „Allen Sündern sei vergeben.“ (Zum Kukud hinein, das würde eine schöne Wirtschaft sein!) Soweit Herr Tumanzky. Man kann sich daher die Erbitterung des Wiener vormärzlichen Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky leicht vorstellen, als dieses wunderbare Gutachten als angeblich von ihm, dem gefürchteten aller Zensoren, herrührend, in zahllosen Abdrücken in Wien verbreitet wurde.

Er wehrte sich entschieden dagegen, sowie gegen den Anwurf, Schiller's Werke in Oesterreich verbieten zu wollen, und in der That mag ihm diese Absicht ferne gelegen sein, wie denn von ihm selbst überhaupt keine eigentlichen Zensurstücken bekannt geworden sind. Doch fielen solche in die Aera seiner Wirksamkeit, in welcher die Zensur unter anderem auch darüber zu wachen hatte, daß jede Widmung eines literarischen oder musikalischen Werkes als angenommen gehörig ausgewiesen werde, häufig vor. Eine den Manen Hummel's gewidmete Sonate z. B. wurde dem Autor mit dem Bescheide „zurückgereicht“: es sei zuvörderst eine Bewilligung von den Manen Hummel's beizubringen.

Zu den vierziger Jahren produzierte sich in Wien eine Lustschifferin und ein Wigblatt brachte ihr Bild in der Gondel als Illustration zu einer harmlosen Bemerkung. Dieselbe passierte denn auch die Zensur, das Bild kam aber durchstrichen zurück. Warum? Der Redakteur wollte es wissen und ging hin, um den Zensur zu befragen. Dieser zeigte sich sehr böse. „Wie können Sie noch fragen?“ meinte er. „Die Zensur ist dazu da, um Schamlosigkeit hinten zu halten und dieses Bild ist eine Schamlosigkeit. . .“ „Ja, warum denn?“ „Warum?“ hirschte der Zensur. „Das Frauenzimmer ist am ganzen Unterkörper nicht bekleidet. . .“ „Herr“, entgegnete der Redakteur, „wie können Sie das wissen? Die Person sieht ja fast bis an den Hals in der Gondel, und was man von ihrer Gestalt sieht, ist bekleidet. . .“ „Oh, mich täuschen Sie nicht!“ erwiderte der Zensur, und das Bild durfte nicht erscheinen.

Die Zensur zur Zeit Sedlnitzky's wird weiter auch dadurch gekennzeichnet, daß sie sowohl den Ausruf: Oh Gott! als auch das Wort „Gott“ überhaupt nur in den zur Ausführung auf den Wiener Hoftheatern bestimmten Stücken sehen ließ, sonst aber strich und durch Himmel ersetzte. Demgemäß hieß zum Beispiel in dem Drama „Salmonda“:

„Treibe nicht mit Heiligem Spott,  
Und bedenk, es lebt — ein Himmel!“

In Oesterreichisch-Italien wieder wurde Himmel (cielo) anstatt Vaterland (patria) gestrichelt und die Freiheit (liberta) von der Zensur konsequent in Biederkeit (lealta) umgewandelt. Schließlich entdeckte ein Zensur in Pavia sogar, daß auch das Wort „etraniero“ (der Fremde) anzüglich sei, gestrichelt und durch „ignoto“ (Der Unbekannte) ersetzt werden müsse. Besonnene Leute belachten natürlich dieses und manches andere ebenbürtige Zensurstückchen, der berühmte Tenorist Fraschini aber gerieth darüber in so grenzenlose Wuth, daß er das vor dem Gebäude der Zensurbehörde — es war überall die Polizeidirektion — befindliche Schilderhaus des Wachtpostens in Brand zu stecken versuchte.

Nun ein türkisches Zensurstückchen. Mehemed Effendi, ein Mann, der den Rothstift schon seit seinem vierzehnten Lebensjahre führte, hat es gemacht, indem er die Erwähnung Murats, einstigen Königs von Neapel, „staatsgefährlich“ fand, weil dessen Name an „hoher“ Stelle auf Murad, dem Vorgänger des jetzigen Sultans bezogen werden könnte.

In Argentinien besteht die Zensur von rechts wegen nicht, wird aber seit einigen Jahren dennoch geübt. Die Polizei schießt nämlich, so oft ein ihr bedenklich erscheinendes Stück aufgeführt werden soll, ihre Agenten ins Theater und diese machen durch Pfeifen, Schreien und Johlen, kurz durch einen Höllenpettatel die Vorstellung unmöglich. —

## Kleines Feuilleton.

— Vom Bildungsdruf der Aermsten und Glendsten. Aus Budapest berichtet der „Pester Lloyd“: Der Direktor einer Volksschule im Extravillan des fünften Bezirkes erzählte im Freundestreiche das folgende ergreifende Geschichtchen: „Vor einigen Tagen tritt der Schuldienere in mein Zimmer mit der Meldung, es sei ein kleiner Junge da, der um jeden Preis mit dem „Herrn Lehrer“ sprechen wolle. Seit Tagen streiche das Kind durch die Schulkorridore und jetzt habe es sich nicht abweisen lassen. „Herein mit dem Jungen!“ Ein siebenjähriger Junge trat ein, in Lumpen gekleidet, den ganzen Jammer der Armut in dem müden Gesichtchen.

„Was willst Du, mein Sohn?“

„Lernen möchte ich und in der Schule eingeschrieben sein.“

„Jetzt ist aber nicht die Zeit der Einschreibung.“

„Ich will aber lernen.“

„Wer hat Dich denn zu mir geschickt?“

„Niemand.“

„Warum ist Dein Vater nicht mitgekommen?“

„Man hat ihn abgeschoben.“

„Warum?“

„Sie sagen, er habe wieder gestohlen.“

„Und Deine Mutter?“

„Sie ist todt, lange schon.“

„Bei wem wohnst Du denn?“

„Bei der Tante, die ist aber nie zu Hause.“

So viel Jammer rührte mich, ich übergab den armen Jungen dem Schuldienere und erlaubte ihm, die erste Klasse zu besuchen. Jetzt ist er im Asyl des Kinderschuh-Vereines untergebracht, der humane Verein hat die Sorge für ihn übernommen und nun wollen wir sehen, was aus einem Kinde wird, das um jeden Preis lernen möchte.“ —

— Wo kommt der Safran her? Die auch von uns aus der „Aerztlichen Rundschau“ gebrachte Notiz veranlaßt eine Offenbacher Firma zu folgender Zuschrift an die „Frankf. Ztg.“: Auf die der „Aerztlichen Rundschau“ entnommene Notiz „Wo kommt der Safran her?“ erlauben wir uns zu erwidern, daß der hier zu Lande im Handel vorkommende Safran vom Importeur direkt vom Pflanzere hauptsächlich in Spanien gekauft wird. Wir sind in Europa einem Safran des von der „Aerztlichen Rundschau“ erwähnten Ursprungs noch nicht begegnet, was um so bezeichnender ist, als wir uns seit circa 20 Jahren fast ausschließlich mit dem Import von Safran befassen. Die Unrichtigkeit der Notiz geht schon daraus hervor, daß der Konsum von Safran in Europa circa 50—60 000 Kilo jährlich beträgt, und wenn wirklich einige Kilo bei den Trauerfeierlichkeiten der Schiiten verwendet werden sollten, so dürfte es sich kaum lohnen, dieselben nach Europa einzuführen. —

## Theater.

— Ludwig Fulda ist in unseren Tagen ein Beweis dafür, wie man sogar kein schöpferischer Kopf zu sein braucht und dennoch den Ruhm behaupten kann, ein Dichter zu sein. Fulda war bisher immer auf den Spuren anderer einher gewandelt. Er schilderte die Freuden häuslicher Enge und als dies für philiströz galt und neue Dränger zu sozialen Anklägern wurden, that Fulda, als feier ebenfalls ungeduldig. Ein geschickter, anpassungsfähiger Mann, konnte er damals noch zu dem Urtheil verfahren, seine Wege wiesen nach aufwärts. Rasch aber wurde es klar, Fulda hat eigentlich nichts besonderes Dichterisches in sich, so leicht ihm auch das Versemachen fällt. Er ist ein Moral-Pädagoge. Er nimmt einen wigen Einsall und knüpft an ihn eine nützliche Lehre. Zu Gellert's genügsamen Zeiten hätte man daraus eine Fabel geformt. Heute weiß man ganz anders zu „repräsentieren“. Man macht ein lauges und breites Drama daraus und nennt es Märchen. So entstand das Märchen Fulda's „Der Sohn des Kalifen“, das am Sonnabend im Deutschen Theater zum ersten Mal aufgeführt wurde und allen denen lebhaft gefiel, die Biß für Poesie nehmen und die alte biedermännische Lust am trivial vorgetragenen Moralgesetz haben.

Für die heroischen Trottel auf der Bühne sollten wir nichts übrig haben. Wir kommt der Sohn des Kalifen aus Bagdad vor, wie ein böser Bube, der Fliegen fängt und ihnen die Flügel versengt, oder Matkäfer martert. Solche Gestalten, Bestien mit einem Spangengebirn, kennt das Märchen auch. Aber im Märchen wird dies Halbvieh auch nur grotesk-komisch angesehen, und Dichter, die nicht bloß schön belehrsame Fabeln zum Nutzen braver Mitbürger schreiben, sondern wirklichen Märchengestalten empfanden, thaten instinktiv dasselbe. So entstanden die Calibans, so entstand selbst bei Grillparzer in „Beh dem, der lügt“ der gewaltige, urgermanische Fresser Rattwald. Der Sohn des Kalifen ist aber eine ganz nüchterne Bestie; und diese empfindungslose Bestie soll wie ein „hochgeborener Herr“ über die Bretter schreiten? Da jetzt sofort die Kälte ein, die Fulda's arnfeilige Fabel durchzieht. Der Sohn des Kalifen hat einen ewigen Bluts

rausch. Gedankenlos stürmt er vom Blündern zum Norden. Denn dieser Märchenprinz weiß nicht von heute auf morgen zu überlegen und hat keine Spur vom Mitempfinden mit anderen. Dies Mitempfinden als Quelle der Liebe und höheren Kultur wird dem Sohn des Kalifen durch einen höchst einfachen Mechanismus beigebracht. Es kommt ein grauer Dervisch und Hegenmeister und der behert den Sohn des Kalifen so, daß dieser am eigenen Leib spüren muß, was er an anderen thut. Wenn er also seinem Diener einen Fußtritt versetzt, so fühlt er zugleich auch den brennenden Schmerz. Wie ein richtiges Halbthier verfällt der Märchenprinz nicht von selbst auf den einfachen Ausweg, statt mit der Peitsche es mit dem Zuckerbrot zu versuchen, sondern von seinem Narren muß er diese Weisheit erlernen; und nun geht's leicht, Schlag auf Schlag, mit dem Besserwerden.

Und als der Sohn des Kalifen so weit ist, daß er für eine Sklavin, die ihn einst heiß geliebt, in den Opfertod zu gehen bereit wird, da macht der graue Dervisch und Hegenmeister dem Spuk ein Ende. Der gebürtige Prinz wird ein Kalif von so vollkommener Güte und Einsicht werden, wie es niemals einen geheiligten Kalifen zu Bagdad oder anderswo gegeben hat.

Alle Beredsamkeit des Herrn Rainz machte das trodene Gespenst, das den Kalifensohn vorstellt, nicht lebendig, nicht märchenbunt. Im Rossenbasteen fühlte sich Rainz und mit ihm das Publikum. Die pathetische Sklavin, die gleichfalls kaum eine Spur individuellen Daseins aufweist, gab Frau S o r m a. Sehr ergötzlich spielte Herr Müller den alten Kalifen, einen Halbcretin. —

— Im O f t e n d - T h e a t e r war für Sonnabend ein „realistisches Volksstück“ angefügt. „Zu hoch hinaus!“ hieß es, und seine Verfasserin war gar eine Dame mit Namen Marie Günther. Ohne Realismus ist es nun ja einmal nichts bei den Autoren, die noch nicht bis zur neuesten Etappe, dem Märchendrama, vorgedrungen sind, und wohl oder übel mußte auch Frau Günther dieser Richtung eine Konzession machen. Sie war aber genügsam und blieb mit dem Realismus auf dem Theaterzettel stehen; was sie im Stücke selber bot, war ohne Harn und nichts als eine Auflage jener alten Gesangspossemmoral, daß es nicht gut sei, sich über seinen Stand zu erheben. Die Hochnäsigen spielen der alten Grüntramfrau zwar arg mit und verführen sogar ihren Sohn, den Pfarramts-Kandidaten, zur Hoffahrt, aber am Ende zeigt sich doch, daß all ihr Gold nur Talmti ist. Wir wollen mit der Verfasserin, die nach jedem Akt-Schluss mit glücklichem Antlitz die Bühne betrat, ob der abgestandenen Moral ihres „Volksstückes“ nicht rechten. Das wäre unhöflich. Es rollt ein Tropfen Bühnenblut in Frau Günther, sie ist anscheinend auch mit den kleinen Handgriffen vertraut, die ein derartiges Stück erst wirksam machen, und da am Sonnabend eine recht brave Darstellung ihr Theil that, so konnte der Erfolg unmöglich ausbleiben. Den Haupttrumpf spielte Frä. Anna Müller in der Hosenrolle eines Berliner Jungen. —

— Die Neue freie Volksbühne veranstaltete am Sonntag im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater eine Aufführung von Hebbel's Maria Magdalena. Es war die künstlerisch ausgeglichenste Vorstellung, die der Verein seinen Mitgliedern bisher geboten. Die Darsteller thaten voll ihre Pflicht, das Zusammenpiel klappte, gegen die Befegung der Rollen läßt sich nichts einwenden. Am Sonntag, den 14. März, veranstaltet der Verein eine außerordentliche Vorstellung im Neuen Theater. Aufgeführt wird das Schauspiel „Der Hüttenbesitzer“ von George Dinet. —

**Kunst.**

— Ueber Max Klinger sprach am Sonntag in der alten Urania der Kunstschritsteller F r i z S t a h l. Der Vortragende legte, wie das vorauszu sehen war, den Hauptton auf den Radirer Klinger, würdigte aber auch den Maler und Bildhauer. Der Werth des Vortrages wurde durch gelungene Projektionsbilder erhöht. Es ist zu bedauern, daß die hohe Eintrittsgebühr den Arbeiter hindert, an derartigen bildenden Veranstaltungen theilzunehmen. —

**Medizinisches.**

— In M a r s e i l l e hatte der Professor der Anatomie, B a s s e n t, kürzlich einen Knochen verschluckt, der im Halse stecken blieb. Die Aerzte versuchten vergeblich, den Fremdkörper zu entfernen und beschloffen infolge beunruhigender Entzündungsanfalle des Patienten die Eröffnung der Speiseröhre. Bevor jedoch zu dieser Operation geschritten wurde, nahmen sie eine Photographie mit Hilfe der Röntgen'schen Strahlen auf. Dieselbe zeigte, daß der Knochen durch die mehrfache Anwendung der Schlundsonden in der Speiseröhre nicht mehr vorhanden und in den Magen hinabgeglitten war. Die Anfälle waren durch die Verletzungen der Speiseröhrenwand hervorgerufen worden, welche der Knochen verursacht hatte. Herrn B a s s e n t blieb, nachdem die Röntgen-Photographie dies konstatiert hatte, die gefährliche Operation erspart. —

**[Humoristisches.**

— Verunglückte Standrede. Vor fünfundsanzig, dreißig Jahren gab's da unten, in Bayern, noch eine Kinderfasnacht, oder wie es im Dialekt hieß, eine „Kimmer-Fosnat“. Am Faschingsdienstag wurde den Schulkindern zum Tanze angespielt. Die

Kosten des Festes brachten die Kinder selbst auf, sie zogen in den Dörfern umher, erbaten sich Getreide, Mehl, Eier und Butter. Das Erhaltene wurde an die Lehrerin abgeliefert, sie dack dafür lange und runde Pfannkuchen, „Kücheln“ und „Krapfen“, kochte Kaffee, kaufte Knackwürste und Bier und Semmeln und „Becken“. Am Faschingsdienstag Nachmittag wurden die Bänke aus der Schulstube hinausgeräumt, der Lehrer stieg mit seiner Geige auf das Podium, der Tanz der Kinder begann. Um die Tanzenden standen die Eltern und sahen schmunzelnd zu. Es war ein unschuldiges Vergnügen, ein Fest für Jung und Alt. Die alten Pfarrherren hatten nie etwas dagegen einzuwenden. Sie lebten und ließen leben. Gar oft eröffnete der Pfarrer mit der Lehrerin oder seiner Köchin den Tanz der Schulkinder. Anders wurde es, als das im Kulturkampf gehärtete junge Geschlecht in die Pfarrhöfe einzog. Da wurde alles von der ersten Seite genommen und gegen die unschuldigsten Dinge losgezogen und losgefahren. Am wüthendsten fiel man über die Kinderfasnacht her. Aber die Bauern waren anderer Meinung. Sie ließen ihre Kinder weiter tanzen, und „jezt erst recht“. Wieder sollte in einem Dorf der Oberpfalz eine Kinner-Fosnat gefeiert werden. Alles war in vollem Gange. Da stürmt plötzlich der Pfarrer unter die tanzenden Kinder, hebt die geballten Hände und legt los. Die Bauern machen verduzte Gesichter, die Kinder drängen sich um ihre Eltern, die Geige schweigt, alles horcht auf die Worte des Pfarrers. Und der donnert, was er nur herausbringen kann. Das schlechteste, was es nur gebe, sei der Tanz, der Teufel habe ihn erfunden, und Millionen seien durch ihn schon in die Hölle gekommen. Der beleibte Mann redet sich immer mehr in Hitze und Wuth hinein. Auf einmal erklingt leise ein Ton, ein zweiter folgt und noch einer, jezt ist es schon eine Melodie, einige Bauern werden aufmerksam und blicken nach dem Podium. Nur der Pfarrer donnert weiter. Seine Erregung wächst, jezt zuckt er mit dem rechten, dann mit dem linken Bein, dann kriegt er es in den Händen, die Hüften beginnen zu wiegen, noch einen Moment, und der Pfarrer — tanzt. Da sieht er die staunenden Mienen der Umstehenden, vernimmt die Balzermelodie, die vom Podium her kommt, erblickt das ganz verzückte Gesicht des spielenden Schulmeisters. Betroffen macht er eine halbe Wendung und schnappt ab, wie ein Auerhahn, der mit dem Balzen zu Ende. Ein Lachen und Jubeln bricht los wie ein Ungewitter. Da geht ein alter Bauer zum Pfarrer hin, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt: „Sitzt ös, Herr Pfarra, da hast ös. Ja, dös Geiger! D' Füß rühr't's, ob ma will oder net. Was meinst, lassen wir d' Kinner weiter tanzen?“ — Der Pfarrer verzoglich, ohne eine Antwort gegeben zu haben. Im alten Schulhaus zu M. aber wurde noch manche Kinderfasnacht gefeiert. —

**Vermischtes vom Tage.**

— Aufrichtig. In den „Berlinischen Nachrichten“ vom Jahre 1797 findet sich folgende Anzeige:

Die glückliche Trennung unserer Ehe machen wir unseren Freunden und Verwandten bekannt und verbitten alles Glückwünschen. Landsberg an der Warthe, den 3. Januar 1797.

Landrath v. Schönning,

A. v. Schönning, geb. v. Besser.

— Im Berliner Zoologischen Garten sind ein Paar sibirischer Tiger eingetroffen. Die Thiere sind mit einem langen, dichten und wolligen Pelz ausgestattet, der besonders den Schweif auffallend dick und buschig erscheinen läßt. —

— In Freiburg i. Schl. haben sich die beiden erwachsenen Töchter eines Gerichtsekretärs die Pulsadern durchschnitten. —

— In Leubus (Schlesien) ist eine Frau an der Trichinosis gestorben. Die Sektion ergab, daß die Trichinen in das Gehirn eingedrungen waren. Das Fleisch, das die Erkrankung verursacht, war vor einem Fleischbeschauer untersucht und für gesund befunden worden. —

— An Blutvergiftung ist in Halle der Arzt G r e t h e gestorben. Er hatte sich bei einer Leichensektion verlegt. —

— Der Sergeant H o f f m a n n vom 5. Feld-Art.-Regim. in Landau hatte sich angetrunken, bekam in diesem Zustand Streit mit seiner Frau und stieß ihr den Säbel in den Leib. —

— In Straßburg sind drei Kinder, die in einem Kinderwagen saßen, mit diesem ins Wasser gestürzt und ertrunken. —

— Der am 18. Februar in Straßburg aufgestiegene Registrir-Ballon ist in Oberhessen niedergegangen. Die Apparate konstatiren eine Höhe von 14000 Metern und eine Temperatur von minus 60 Grad. —

— In G e n a fand am 26. Februar zwischen einem Offizier und einem Reserendar ein Pistolenduell statt. Der letztere wurde tödtlich verwundet. —

— S c h l a u. Im Nailaer Bezirk (Bayern) erhielt dieser Tage ein Weber eine Postkarte, deren Schlusssatz ihm bedeutete, er möge diese Karte selbst am Sonntage bei der Post abholen, da an Sonntagen Zustellungen aufs Land unterbleiben. —

— Bei einem Brande sind in W e i ß e n b a c h a. d. Triesting (Nieder-Oesterreich) fünf Menschen in den Flammen umgekommen. —

— Der bei Neapel aufgefahrene deutsche Dampfer „G e r a“ ist wieder flott geworden. —